

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 32.

Dinstag den 18. April.

1846.

Ueber den Stand und Würde des Schriftstellers.

Von Adalbert Stifter.

Obwohl ich unter denen, welche die Feder führen, einer der Mindesten bin, da meine bis jetzt herausgegebenen Arbeiten nicht auf Kunstwerth Anspruch machen, sondern die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens sind, so möchte ich doch auch in der jetzigen Zeit, wo so viele Stimmen für eine ehrenhafte Haltung der Schriftsteller laut werden, wo der größte Theil der zu Tage gekommenen Schriften wirklich sehr gesinnungsvoll ist, auch das Körnlein meiner Stimme dazu legen, um zur Einigung und Festigung unseres Standes vielleicht etwas mitwirken zu können.

Der Schriftsteller hat den Zweck, seine geschriebenen Worte durch die Presse zu vervielfältigen, Leser zu finden, und also vor vielen seiner Mitmenschen zu reden. Da aber die Rede, als bloße Rede, keinen Sinn hat, sondern ein Weiteres bezwecken will, so muß der Schriftsteller, da er so feierlich redet, auch einen größeren Zweck haben, als meistens die gewöhnliche Umgangrede, die vom Munde verweht, und für ihre Fehler wenig Verantwortung hat. Es liegt also am Tage, daß der Schriftsteller in dem, was er sagt, vor seinen Lesern voraus seyn müsse (sey's am Ende auch nur im bessern Wissen einer Thatsache), und daß er seinen Worten eine solche Gestaltung geben kann, daß sie eindringen, und das leisten, was er bezweckte. Der Schriftsteller muß daher zu seinem Geschäfte eine eigenthümliche Anlage haben, die ihn vor andern in dieser Beziehung auszeichnet, d. h. die erste Grundlage des Schriftstellers ist Begabung. Wie sehr diese selbst in dem unbedeutendsten Fache nöthig ist, zeigen so manche Berichterstatter für Zeitungen, die das unterste aller Erfordernisse eines Berichterstatters nicht haben, nämlich das Empfangene einfach weiter zu geben. Wenn z. B. einem solchen Berichterstatter von seinem Bekannten A gesagt wird: „In der Straße B. wird eingehauen,“ so berichtet er in seiner Zeitung: „In der Straße B. wird eingehauen,“ während er doch eigentlich nur weiß, daß ihm A. gesagt habe, „es wird eingehauen.“ Jeder von uns wird wissen, wie zahlreich dieser Fehler geschieht. Erhebt sich die Berichterstattung

zur geschichtlichen, da ist es klar, daß die Begabung der Reinheit der Darstellung des Gegebenen in noch viel größerem Maße vorhanden seyn muß, abgesehen von den vielen Kräften, die der Geschichtschreiber haben und anwenden muß, ehe er nur anfangen kann, als geschichtlicher Schriftsteller aufzutreten. Der wissenschaftliche Schriftsteller, wenn er auch selbst nicht Wissenschaftsforscher oder Erweiterer ist, sondern nur das schon Vorhandene in einer geeigneten Gestalt geben will, muß, außer daß er seine Wissenschaft inne hat, auch noch die Daraufgabe der Darstellungsfähigkeit besitzen. Wie sehr auch hierin gefehlt wird, zeigen uns manche Beispiele, wo von der Wissenschaft durchdrungene und erfüllte Männer doch nicht die Gabe der Rede haben, und ihre Errungenschaft daher dem Publikum nur verkümmert darreichen können. Daß der dichtende Schriftsteller, wenn er die Menschheit auf ihrer objectiven Höhe, d. h. in ihrer sittlichen und menschlichen Blüthe, darstellen will, selbst alle Kräfte der Menschheit in Blüthe besitzen müsse, liegt in der Natur der Sache. Wenn er nur eine, selbst die unbedeutendste Kraft in sich verderben läßt, so rächt sie sich an seinem Werke und macht es einseitig und kränkelnd. Er kann mit aller anderweitigen Begabung mit dem glänzendsten Geiste und mit der äußersten Bemühung den Fleck nicht vertilgen, der dem Geiste seines Werkes anklebt, und namentlich, wenn er ein sittlicher ist, von den begabten Empfängern mit Unlust, oft mit Verachtung empfunden wird.

Die Begabung allein bleibt aber gegenstandslos und fördert nichts, als etwa Schwulst und Redensarten, wenn ihr nicht der ihr zugeartete Stoff gegeben wird, daß sie ihn erfasse und durch ihre inwohnende Kraft geläutert und verklärt der Welt wieder gebe. Der Stoff des Schriftstellers ist die Menschheit und alles auf sie Einstießende — also fast die ganze Welt. Je mehr er daher den Menschen in allen Richtungen, je mehr er die Dinge in ihrer objectiven Gültigkeit (nicht in einseitigen Beziehungen zu unsern Leidenschaften) kennt, desto mehr wird seine Begabung sich dieses Reiches bemächtigen; sie wird Schein und Wesen trennen, und das hieraus Errungene der Menschheit als ein neues Gut darreichen können. Der Schriftsteller muß daher die Erscheinung der Menschheit und die der Natur so reich auffassen, als es nur immer möglich ist — er muß in sich

forschen, er muß die Andern beobachten, er muß die umgebende Natur befragen. Das alles aber reicht nur auf kleinen Raum und kleine Zeit. Die Erfahrung und Eringung der Jahrtausende liegt in der Wissenschaft gesammelt. Hier kann der Mensch in große Räume und in große Vergangenheiten hinein leben, ja selbst in manche Zukunft. Soll daher derjenige, der sich berufen fühlt, zur Menschheit zu reden, auf einem möglichst großen Gesichtskreise stehen, daß er die Dinge in ihrer Wesenheit sehe, so muß er nicht nur in seinem Fache, sondern in jeder Wissenschaft bestmöglichst erfahren seyn. Denn das Wesen aller Dinge geht nur durch ihre wechselseitige Beleuchtung immer klarer hervor. Beleg hiefür sind manche sehr gelehrte und begabte Männer, die nur in einer einzelnen Richtung arbeitend, von der Einseitigkeit derselben befangen, sich zu dem Ungereimtesten verfahren ließen. Alles Urtheil, welches je die Weltgeschichte erzählt, entsprang daraus, daß man die Gegenstände wider ihre Natur behandeln wollte. Hierzu wird der Mensch oft durch seine Leidenschaften verblendet, oft durch Irrthum. Welche heilige Pflicht hat daher der Schriftsteller, und wie furchtbar ist seine Verantwortung, wenn er durch das glänzende Schwert seiner Rede leichtsinnig Irrthum verbreitet und Unheil stiftet. Er sorge daher, daß ihm selbst Irrthum seltener begegne. Geschichte, diese so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit, Philosophie (ich meine vorzugsweise jene practische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt), dann Naturwissenschaft, welche uns unermessliche Wunder Gottes aufthut, dürften für höhere allgemeine Ausbildung des Schriftstellers hinreichen. Manche niedere Kunde, welche nur Mittel ist, z. B. Sprachen, versteht sich von selbst. Frägt man, woher die Zeit zu diesen Studien zu nehmen ist, so antworte ich: „Eben, weil der Unternehmer schon von vornherein ein Begabter seyn muß (denn sonst taugt er nicht zum Schriftsteller), so wird er unendlich schneller, als Andern zum Ziele kommen, ja in der Einheit seiner großen Kräfte wird er manches wissenschaftliche Gut schon in der Ahnung und Vorausoffenbarung besitzen, ehe die Wissenschaft sein Daseyn festgesetzt und eingetragen hat.

(Schluß folgt.)

Die Deputation auf Stelzen.

Historische Novelle nach Collin de Plancy.

Die Geschichte, welche wir heute erzählen wollen, handelt von einem Fürsten, dem es ging, wie manchem andern: er hatte die Glocke läuten hören, wußte aber nicht, wo sie hing; er wollte das Beste seines Volkes, zunächst aber sein eigenes Beste, oder was er dafür hielt; er war ein gnädiger Herr und doch wieder ein harter, kurz, er war ein seltsames Gemisch von Seyn und Andersseyn. Ein Fürst geräth gar zu leicht in ein solches Schaukelsystem, aber noch keiner ward glücklich, der nicht nach dem Weinamen: „der Beständige“ strebte.

Beständigkeit und eiserne Consequenz waren des Grafen Jean I. aus dem Hause Dampierre starke Seite nicht. Seine Gemahlin, Marie von Artois, war in jeder Be-

ziehung eine ausgezeichnete Dame, nur litt auch sie an dem Fehler ihrer Erziehung: sie konnte nicht begreifen, daß das Geld nicht wie Manna vom Himmel regnet, daß Hunger weh thut und daß in einem wohlgeordneten Staatshaushalte leben und leben lassen die erste Bedingung seyn sollte. Graf und Gräfin konnten also mit Recht für zwei vortreffliche, nur etwas zu vornehme Leute gelten.

Jean und Marie hielten zu Namur ein glänzendes Hoflager: der sire von Gosnes war Oberkämmerer, der sire von Marbais Kanzler, der sire von Atribe Hofmarschall, der sire von Fumal Schloßhauptmann, der sire von Balatre Aufseher der Hofbäckerei, der sire von Dave Hofjägermeister und der sire von Dultrumont Hofbannerträger. Außerdem gab es einen Oberforstdirector, einen Stadtgouverneur, einen Großalmosenier, der zugleich Probst von St. Peter war, einen Erzbeichtiger, den Abt von Florette, ferner einen Landdrosten, ferner und ferner viele andere Hof- und Staatsbeamte. Und wovon lebten sie alle? Von dem Einkommen des guten Grafen Jean. Und wovon lebte Jean? Von seinen Privatdomänen, und wo diese nicht ausreichten, von den Zöllen und Auflagen, welche zum Theil schon die Ehrwürdigkeit des Alters für sich hatten, also das historische Recht, zum Theil aber eine damals noch neue Erfindung waren, sofern sie sich auf die Stadt-, Handels- und Gewerblasten bezogen. Neue Messer schneiden gut, sagt das Sprichwort, und so ging es auch damals mit dem neuen Steuersystem, das mit dem neuen Hofstaate redlich Hand in Hand ging und gehen mußte. Da wurden ausgeschrieben: Schutz- und Geleit-, Meß- und Markt-gelder, Eingangs- und Hafensteuern, Flußzölle für die Sambre-schiff-Fahrt, Ober-, Mittel- u. Untergerichtsgebühren, Kopfsteuern, Frohnden, Zehnten, Heimfallrechte u. s. w. Sämmtliche Abgaben waren nur mäßig, aber viele Tropfen füllen das Meer und so kam am Jahreschlusse nach Abzug der Eintreibgebühren und Besoldungen immer ein hübsches Sümmechen zu Tage, das der Graf mit Hilfe seiner Gemahlin und des Hofes lustig darauf gehen ließ, und da er meinte, alle Abgaben flößen in die Cassen des Volkes wieder zurück, so fiel es ihm nicht im Traume ein, daß er dem armen Manne das Blut aussauge.

Entstand dennoch eine Ebbe in den Einnahmen, so ließ der Graf unbekümmert zu neuen Auflagen schreiten, da er von Kindesbeinen daran gewöhnt war, das Land wie eine melkende Kuh zu betrachten, und diese Kuh bis Dato noch immer ein stattliches Aussehen hatte. Die einzige Sorge war der Name einer solchen neuen Steuer und das Eintreiben derselben. Leider aber fielen diese Vorgänge in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, also in die bedenkliche Zeit, wo den Leuten, zumal in den Niederlanden und Belgien, der Kamm wieder zu wachsen anfang, wo es allenthalben gährte und hie und da eine Lerche schon keck vom Frühling sang.

Jean von Namur begleitete den Luxemburger, Kaiser Heinrich VII., auf dem Zuge nach Italien, focht tapfer mit gegen die Mailänder und wohnte am 11. Jänner 1311 der Feier bei, wo Heinrich die eiserne Krone der

Lombardei vom Erzbischof aufgesetzt wurde, wie der Kaiserkrönung am 29. Juni 1812. Während der Graf in fremden Ländern eifrig für des heiligen römischen Reiches Ruhm besorgt war und bei den Krönungen etwas mehr Geld als sonst gebrauchte, regierte Marie von Artois in Namur. Sie erfand als kluge Frau einige neue Steuern, bei welchen es ohne einige kleine Plackereien nicht abging. Aber da Stadt und Land noch nie „nein“ gesagt, wenn sie „ja“ sagte, so ging Alles gut und gut.

Indeß hatte Marie von Artois, gerade als Jean in Paris verweilte, um zwischen Philipp dem Schönen und dem Kaiser ein Bündniß zu Stande zu bringen, eine neue, und zwar eine sehr unbedeutende Auflage ausgeklügelt. Aber diese war der Tropfen, welcher das Maß füllte.

Die Bürger von Namur machten die Bemerkung, daß ihre Nachbarsleute, die Brabanter, Lütticher und Flamänder, ihren Zwingherren kühn entgegen getreten und dafür nicht nur keine Züchtigung, sondern Freiheiten eingeeignet hatten. Des langen Druckes müde, nach ähnlichen Privilegien gelüstend und sich zutrauend, was jenen gelungen war, steckten die Namurer die Köpfe zusammen, und richtig zog an einem schönen Morgen die Bürgerschaft wie ein Bienenschwarm zum St. Albinsplage und zum St. Petersmarkte.

Anfangs summtte das Volk nur ganz leise, dann fing es an zu brummen; aus dem Murren entstanden Klagen. Da erschienen Bewaffnete, welche die Bürger heimtschießen wollten. Hierdurch daran erinnert, daß Waffen vor allen Dingen nöthig seyen, eilten die Entschlossensten nach Hause, kehrten aber bald zurück, und zwar mit Waffen, mit vielen Waffen, woran es in einer Stadt nicht fehlen konnte, die durch ihre Waffenschmiede berühmt war. Genug, zur Frühstückszeit schon war der Aufstand in vollem Zuge. Welche Früchte derselbe tragen würde, war freilich noch die Frage; aber die Unglückspropheten hielten es damals für's Klügste, mit den Wölfen zu heulen, und zwar recht laut zu heulen, gleich jenen, die durch Schreien ihre Herzensangst zu betäuben suchten.

Und was sagte die gute Gräfin Marie von Artois dazu? Sie rief:

„Unerhört! Unmöglich! Abscheulich!“

Denn, weil sie bisher noch nie hatte „nein“ sagen hören, wenn sie „ja“ sagte, so konnte sie diese Menschen gar nicht begreifen. Aus jenen Ausrufungen erhellte aber nur zu deutlich, daß, unbeschadet ihrer gepriesenen Klugheit, die Geschichtskunde ihre schwache Seite sey. Einer ihrer getreuesten Räte wagte es daher, diesem Mangel dadurch abzuhelpen, daß er der Gräfin unterthänigst bemerkte, im Jahre 1255 hätten sich die Namurer erkühnt, ihre Gräfin Marie von Brienne, wiewohl sie Kaiserin gewesen, aus der Stadt zu vertreiben. Obschon dieser Vorfall damals erst sechszig Jahre alt war, so konnte die Gräfin doch nun und nimmermehr an solche historische Vorgänge glauben; es war ihr zu neu und deshalb hielt sie es nach dem Spruche: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne!“ für ein purz Ding der Unmöglichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Brosamen aus der Vergangenheit.

Als Oesterreichs erster Minister im Jahre 1813 sich nach Dresden verfügte, um mit Napoleon zu unterhandeln, durchschaute der Scharfblick des Kaisers der Franzosen denselben, und er vermochte nicht, ihn zu täuschen. Am Schlusse seiner Conferenz sprach Napoleon zu ihm: „Ach! Metternich, wie viel hat England Ihnen gezahlt, um diese Rolle gegen mich zu spielen? Gehen Sie! Sie sind der böse Genius Ihres Landes, Ihres Fürsten.“

Das erste deutsche Censurmandat ist am 4. Jänner 1486 zu Mainz von dem dortigen Bischof Berthold, gefürsteten Grafen von Henneberg und Römheld, erlassen worden. Die ersten deutschen Censoren waren: Johann Bertram aus Neuenburg für Theologie, Alexander Dietrich für Jurisprudenz, Theodorich von Meschede für Medicin, und Andreas Eler für die freien Künste. Ueberschreitung des Mandats wurde mit Excommunication und Hundert Goldgulden Buße bestraft.

Feuilleton.

Oesterreichs Finanzwesen. — Aus der Darstellung der österreichischen Finanzverhältnisse in der Periode 1841 bis 1847 inclusive ergibt sich, daß während dieser Zeit an 157,024,000 fl. Schulden gemacht worden sind. Davon wurden 98,447,000 fl. zur Einlösung und Rückzahlung, 3,260,000 fl. zur Einlösung der Taxenschädigungen und 46,897,000 fl. zum Baue der Staatseisenbahnen verwendet. Vom Jahre 1841 bis 1846 haben die gewöhnlichen Einnahmen (ohne Anlehen) die laufenden Ausgaben (ohne Abzahlung der Schulden) nicht nur gedeckt, sondern sogar einen Ueberschuß ergeben. Nur auf dem Jahre 1847 lastet ein Deficit von 5,606,000 fl. Man sieht, daß unsere Finanzen bei einer Verminderung der Auslagen nicht nur einer wahrscheinlichen, sondern auch einer baldigen Genesung entgegen gehen können, wenn wir Einigkeit im Innern, und Frieden nach Außen erstreben.

Laibacher Bürgergarde. — Nach dem jüngst veröffentlichten, vorläufigen Organisations-Gesetze für die Nationalgarde haben die academischen Legionen und Bürgercorps integrierende Theile der Nationalgarde zu bilden; demnach dürfen wir hoffen, unser Bürgercorps, welches bereits über 100 Jahre rühmlich bestand, vielleicht wieder aufleben zu sehen.?? —

Sicherheits-Polizei. — Die „Wiener Zeitung“ Nr. 104 stellt die Dringlichkeit der Errichtung einer Scharwache für Wien, zur Handhabung der Sicherheits-Polizei. Sollte es nicht höchst an der Zeit seyn, daß auch unsere Polizeiwache zu der ihr, vom Minister des Innern am 28. März d. J. zugewiesenen Wirksamkeit mit allem Ernste schreite, und für die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit Sorge trage.?? —

Ein liberaler Bankier. — Im „Wanderer“ lesen wir: In der allgemeinen Begeisterung für Freiheit und Fortschritt schlägt jedes österreichische Herz höher, und gar viele Züge erzählt man von Aufopferung und Selbstverlängerung. Doch nicht zu läugnen ist, daß jammervolle Krämerseelen in ihrem Egoismus die stabilen Fragen aufwerfen: „Was hab' ich davon? Was trägt's mir ein?“ — So äußerte sich neulich ein liebreizendes Individuum: „Was hab' ich von Constitution und Freiheit? Gebt mir den Druck und mein Geld wieder!“ — O Besinnung, eines Königs werth! —

Die Wiener Marquiere. — sind auch vom modernen Geiste erfaßt worden. Sie wollen auch mit den Kafesiedlern ein Wort in Ehren reden. Sie wollen die Tagcontrolle nicht mehr einer Cassierin anvertraut wissen, sondern an der Cassa mit Marquen bezahlen. — Der Name

Marqueur deutet darauf hin, daß diese Einrichtung ursprünglich so bestand.

Um Fortsetzung wird gebeten. — Am 9. April brachte, wie die „Wiener Zeitschrift“ meldet, eine Abtheilung der Nationalgarde in das Bureau des Ministeriums des Innern eine erfreuliche Beute, welche im Neste der Herren Liquorianer zu Eggenburg aufgejagt worden war. Dieser Fang bestand in einer ganz unscheinbaren Truhe, welche in dürftiger Hülle einen sehr erspriesslichen Kern barg, nämlich das Sümchen von 180.000 fl. C. M. in Werthschafts-Papieren und eine goldene Monstranze, welche mit 4000 fl. Silber inventirt ist — also eine ganz respectable Spolie! Das sehr heitere Publikum, welches die Escorte begleitete, sprach die Hoffnung aus, daß der fragliche Fund nur der Anfang zahlreicher, ähnlicher Resultate seyn werde.

In Paris hatte kürzlich bei Regenwetter — sich eine alte Frau hinter den Bäumen in den elyäischen Feldern in Schutz begeben. Es war finster und spät. Ganz nahe bei ihrem Baume (sie erkennt die Gesichtszüge) halten zwei Männer einen Dritten an und verlangen seine Börse. Er hat nur ein Fünf-Frankenstück, das gibt er willig hin. Aber das ist den Räubern nicht genug und sie beschließen, ihn zu morden und den Leichnam in die Morgue zu tragen, wo sie dafür zwei Fünf-Frankthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um sein Leben; sie hören ihn nicht und ermorden ihn grausam zu den Füßen der Alten, die in Todesangst und regungslos da sitzt. Kaum sind die Männer mit dem Todten fort, so eilt sie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt sie mit in die Morgue und scharft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie die Mörder erkenne. Zugleich hatte er für Zeugen gesorgt. Im Laufe des Morgens erschienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählten, wo sie dieselbe gefunden hätten und verlangten ihre zwei Thaler. „Allerdings,“ sagte der Beamte, „die kommen Euch zu, und hier habt Ihr sie,“ und er legte einen Thaler auf den Tisch. Die Mörder bemerkten, sie bekämen zwei. „Ja, diesen Thaler und jenen, den Ihr bei ihm gefunden habt!“ Die Räuber erschrecken, verlieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor dem Polizeibeamten nieder.

Die Liquorianerinnen! — In der „Wiener Zeitschrift“ lesen wir, daß es am 7. d. M. Abends um 7 Uhr auf der Wieden in der Hartmannsgasse zu einem Volksauflauf kam, der ohne die rechtzeitige Dazwischenkunft einer Compagnie Nationalgarde, die in dem Hofraum eines nahegelegenen Hauses sich in den Waffen übte, ohne Zweifel einen blutigen Ausgang genommen haben würde, denn die wüthende Menge, einige Tausend Köpfe stark, schickte sich bereits an, das Haus Nr. 406 zu stürmen und aus allen Fenstern der Straße wurde dieser Gewaltthat zugejuchzt. Das erwähnte Haus, seit einem Jahre vollendet, gehörte der Liquorianer Congregation und wird im Erdgeschoß von einem Tischler, die beiden Stockwerke aber von weiblichen Personen bewohnt, die auf Kosten der erwähnten Mönche lebten, und von diesen fleißig besucht wurden, wie alle Bewohner der Hartmannsgasse auslagen können. Die ins Haus gedrungeenen Nationalgardien fanden nur mehr fünf Mädchen vor, worunter einige ausgezeichnet hübsch waren und in Todesangst zitterten; daß die Bewohnerschaft vordem weit zahlreicher gewesen seyn müsse, erhellt aus der Einrichtung der beiden Stockwerke, deren Zimmer jedes mit drei bis vier Betten belegt waren. Die Verhafteten behaupteten, sich mit Kinderunterricht beschäftigt zu haben! — Die Nationalgardien escortirten die Dämchen unter dem Jubelruf der Bewohner der Hartmannsgasse, die sehr erfreut schienen, von dieser

schimpflichen Nachbarschaft befreit zu seyn, nach der k. k. Oberpolizei-Direction am Petersplatz, wo Oberpolizeicommissär Felsenthal sie in Empfang nehmen ließ. Jedermann stellt sich aber jetzt in die Frage, wie solche Libertinage unter den Augen der Wiedner Polizeidirection möglich war und seit einem Jahre fortbestehen konnte, zumal die Bewohner der Gasse öffentlich behaupten, von der Existenz dieser Sündenhöhle dem Polizeicommissär Letocha dringende Anzeige gemacht zu haben? Wenn die Nationalgarde Polizei seyn soll, so hebe man mindestens die Polizeiamter auf, die nur zu häufig eine Qual der ruhigen Bürger gewesen sind, für Verbrechen und Unfug aber selten ein Auge hatten.

Traubenkerne statt Kaffeh. — Das vom Professor Pickle zu Würzburg vorgeschlagene Kaffehsurrogat, durch Zubereitung und Verwendung der Traubenkerne, hat in Folge der vom Herrn Musca in Klingenberg zuerst versuchten Nachahmung einen so allgemeinen Beifall gefunden, daß daselbst beinahe kein anderer Kaffeh mehr getrunken wird.

Theater in Laibach.

Plaudite amici! Die Saison ist aus, der Vorhang ist zum letzten Male gefallen, in alle vier Winde flüht die Schauspieltruppe auseinander, der Musentempel Laibach's steht verödet da und der brave Director Funk, auf dessen Kunstinstitute die drückenden Verhältnisse der Gegenwart: Theuerung, Sturm- und kriegsbewegte Zeit, auch mit schwerer Hand gelacht, wird erst in 5 Monaten mit einer neuen Gesellschaft vor unser Publikum treten, welches alle die Difer einsehen und zu würdigen weiß, die der redliche Mann namentlich in den letzten Monaten unserm allgemeinen Vergnügen dargebracht. Möge ihm die neue Aera günstig seyn!

Der freundliche Leser wird mir in diesem letzten Berichte weit-auslaufende Detailirung der Stücke und die genaue Controlle des Spiels von A und Verlassen. Die drei letzten Stücke waren: Mittwoch am 12. April zum Vortheile der Mad. Schniger zum ersten Male: „Die Carlschüler“, Schauspiel in 5 Acten, von Heinrich Laube. — Donnerstag den 13. April: die Reprise von dem Schauspiel: „Das bemooste Haupt,“ und Samstag am 15. April: „Der Jugendfreund“, Lustspiel in 3 Acten von F. v. Kolbein. Es ist wahr, daß Laube's Schauspiel: „Die Carlschüler“, 4 volle Stunden in Anspruch nahm und das längste Stück der Theaterfaison bildete, allein so lange unsere Bühne stehen mag — nie lönten die Worte einer freieren und männlicheren Sprache von derselben herab, das kann ich wohl versichern. Wie markig und treu wußte der Verfasser die fuchwürbige, jünast verkunkene Sclavenzzeit der deutschen Literatur in dem Bilde des unvergeßlichen ersten Zätersfürsten Deutschlands, Friedrich's von Schiller, darzustellen! Ich der begreifbarere Herzog Carl von Württemberg hat seinen ellenlangen Jockf treu vererbt dem gefammten Deutschland, das ihn gewissenhaft nach ihm durch volle 66 Jahre getrauen — und erst in unseren Tagen erbarnte sich mitdherzig A trovos, mit kalter Hand die Schere an ihn zu legen, daß er fiel in seiner ganzen grauenhaften Länge! — Laube's Schöpfung: „Die Carlschüler“ ist eine der besten dramatischen Dichtungen der Gegenwart; sie fordert aber ein gebildetes Publikum. Die Schönheiten des Stückes überwiegen die geringen Mängel desselben bei Weitem. In beide näher einzugehen, ist diesmal nicht mein Plan. Die Aufführung zeichnete sich durch Präcision vor vielen frühern aus. Am besten erschienen die Charaktere des Friedrich Schiller und des Herzogs Carl von Württemberg aufgefaßt. Unbestritten war die erstere Rolle die beste, die wir je von Herrn Buchwald sahen, und Herr Schniger kann mit dieser Auffassung des Württemberger Herzogs auch überall auf verdienten Beifall rechnen. Lobender Erwähnung würdig sind zu nennen: Mad. Schniger (Gräfin Franzisca von Hohenheim), Mad. Melchior (Generalin Rieger), Dlle. Strampfer (Laura) und Herr Frischke (Anton Koch.) Die Vorstellung fand den allgemeinen Beifall und das Theater war diesmal überfüllt. Der Wiederholung des „bemoosten Hauptes“ wohnte ich nicht bei. Am Schluffe der letzten Vorstellung: „Der Jugendfreund“, die mit lobenswerthem Fleiß über die Bühne ging, sprach Herr Funk einen einfachen, aber durch herrliche Worte sich auszeichnenden Epilog, der die lebhafteste Aclamation fand. Dreimal noch flog der Vorhang beim Herausruf des Unternehmers in die Höhe, dann versummte Alles — die Räume entleerten sich — alle Lichter löschten aus — schreiend flog der Storch vom Haus — plaudite amici! — Leopold Kordesch.